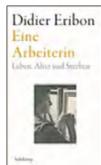


Nachdem sein früherer „Ziehsohn“ und heutiger Freund Édouard Louis vor zwei Jahren mit „Die Freiheit einer Frau“ ein berührendes Buch über seine Mutter vorgelegt hat, folgt jetzt dessen Mentor und Vorbild diesem Beispiel und legt vierzehn Jahre nach „Rückkehr nach Reims“, der gnadenlosen Abrechnung mit Vater und Herkunftsmilieu, ein ihr gegenüber veröhnliches Buch über seine Mutter vor, in dem es vor allem um deren Alter und Sterben geht. Und um die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen dies stattfindet.

Didier Eribon, der französische Philosoph und Soziologe, Schüler des Sozialphilosophen Pierre Bourdieu, hat mit dem großen Erfolg seines Erstlings das autofiktionale Schreiben auch hierzulande bekannt und populär gemacht und dadurch nicht zuletzt im deutschsprachigen Raum für die Rezeption des Werks der von ihm und Édouard Louis verehrten Annie Ernaux gesorgt, auf deren Vorbild sich beide berufen. Wie schon in „Rückkehr nach Reims“ beschreibt Eribon die Welt und das Leben des ehemals links-kommunistischen und stark gewerk-



Didier Eribon:
„Eine Arbeiterin“. Leben, Alter und Sterben.
Aus dem Französischen von Sonja Finck. Suhrkamp Verlag, Berlin 2024. 240 S., geb., 25,- €.

schäftlich organisierten Industrieproletariats von Nordfrankreich – eine Welt, die es längst nicht mehr gibt, ein Milieu, das heute von Arbeitslosigkeit, Armut und Chancenlosigkeit geprägt und seit Jahren Nährboden für rechtsradikale Positionen ist. Immer wieder bringt er Beispiele eines fröhlich-unbekümmerten Rassismus seiner Mutter, für die er sich schämt.

Eigentlicher Schreibanlass ist aber Eribons Trauer über den körperlichen Verfall und das qualvolle geistige Verdämmern seiner Mutter und die Wut über ihr unwürdiges Sterben in einer Pflegeeinrichtung. Wieder verknüpft er persönliche Erfahrungen mit der Analyse der gesellschaftlichen Zustände, sieht im Individuellen das Gesellschaftliche, im Privaten das Politische. Den eigenen Schmerz über den Verlust der „Archivarin und Historikerin einer Jugend“ – seiner Jugend – verwandelt er in eine Zeitreise in die Vergangenheit. Mit dem Tod der Mutter geht ein Riss durch die eigene Identität: „Ich war ein Sohn, jetzt bin ich keiner mehr.“ Der Erfahrungsbericht wird zur sozialen Psychoanalyse. Nachdem es nach dem Tod des Vaters und vor allem in den letzten beiden Lebensjahren veröhnliche Gesten der Wiederannäherung gegeben hatte, ein Sich-Wiederfinden, Sich-neu-Finden, werden das erbärmliche mütterliche Dahinsiechen im Pflegeheim und ihr einsamer Tod zum Anlass, die Stationen dieses prekären Lebens aufzublättern.

In suggestiven Episoden und Szenen erzählt Eribon vom Leben einer Frau, die von früh an zu Putzfrau und Fabrikarbeit gezwungen war und schon mit zwanzig Jahren an einen brutalen, gewalttätigen ungeliebten Mann, einen Hilfsarbeiter, gekettet war. An Trennung kann sie 55 Jahre lang zwar ständig denken, sie durchführen kann aber nicht – aus Angst, das wenige an sozialer Absicherung, das sie hat, auch noch zu verlieren, und aus Angst vor seiner Rache. Nach acht Stunden Fabrikarbeit ruhte sie sich fünfzehn

Ich war ein Sohn, jetzt bin ich keiner mehr

Perspektivenwechsel bei Didier Eribon:
Sein neues Buch prangert am Beispiel seiner Mutter
die gezielte Vernachlässigung alter Menschen an.



Manche Habitus-Schranken zwischen den Generationen sind unüberwindbar: Didier Eribon

Foto Jürgen Bauer

Minuten im Sessel aus, danach begann ihr zweiter Arbeitstag: einkaufen, kochen, Geschirr spülen ... Als Entlastung für die lebenslangen Demütigungen nur obsessiver Fernsehkonsum: „Es hob den Unterschied zwischen Realität und Fiktion auf, zwischen wahr und falsch, zwischen Vergangenheit und Gegenwart; es

ignorierte die unerbittlichen Determinierungen durch Klasse, Geschlecht und Alter.“ Eribons Mutter liebt die Formel I und imaginiert sich eine Vergangenheit, da sie sich Zukunft nicht mehr vorstellen kann: „Reglos in ihrem Sessel, mit der Fernbedienung in der Hand, saß sie am Steuer eines Rennautos.“

„Meine Mutter war ihr Leben lang unglücklich“, lautet die bittere Bilanz des Sohnes, den sie nicht vor der Homophobie des Milieus hatte beschützen können und dessen sozialen Aufstieg in die Bildungselite der Hauptstadt sie nur unglücklich und misstrauisch verfolgen konnte. Als er ihr Shalimar, ein teures Parfum,

Vereinfacht gesagt gibt es zwei Typen von Lyrik: Hermetische Gedichte, von Kritikern und Germanisten geschätzt, weil sie oft unverständlich, dunkel und daher vielfältig interpretierbar sind – Hölderlin und Celan, ansonsten durch Welten getrennt, lassen grüßen. Oder leicht verständliche, eingängige Verse, die mit Musik unterlegt, als Lieder und Songtexte populär wurden wie Heines „Loreley“ und Brechts „Seeräuber-Jenny“. Dass auch diese Evergreens vertrackte Botschaften enthalten, steht auf einem anderen Blatt.

Ein Paradigmenwechsel von der Sprachmagie zur Alltagslyrik fand Mitte der 1970er-Jahre statt, und die Gedichte von Jürgen Theobaldy, der heute seinen 80. Geburtstag begeht, sind beste Belege dafür: „Als die Beamten das Bündel öffnen / das sie, eingepackt in Zeitungspapier / und blutbefleckt, in einem Schließfach / am Bahnhof gefunden haben, machen sie / eine grausige Entdeckung: die Lebensgeschichte / einer jungen Frau aus der Arbeiterklasse.“

Hier wird schmucklos, ohne Kommentar, ein soziales Faktum referiert: Was Theobaldy zu sagen hat, steht nicht zwischen, sondern in den Zeilen, und die gleichwohl spürbare poetische Aura wird nur durch das Wort „Arbeiterklasse“ gestört – ein Fingerzeig auf die Entstehungszeit um 1968. Trotzdem ist das Gedicht frei von Ideologie, wie sie in der Agitpropylrik jener Jahre zum Ausdruck kam, und zugleich eine Absage an die Konkrete Poesie mit Sprachexperimenten im luftleeren Raum. Aus seiner Sicht waren die einander ausschließenden Extreme zwei Seiten derselben Sache, und was Theobaldy vor Irrwegen bewahrte, war sein doktrinäreres Herangehen an die Literatur – der Motor seines Schreibens ist nicht Hass oder Verachtung wie bei seinen Generationengenossen Handke und Rolf Dieter Brinkmann, sondern

Sinnliche Gewissheit

Ausgewählte Gedichte
von Jürgen Theobaldy,
der heute achtzig wird



Jürgen Theobaldy Foto Hektor Leibundgut

sinnliche Gewissheit: der Wärmestrom der Liebe, ein panerotisches Lebensgefühl, das alle seine Texte beseelt. „Ich möchte gern ein kurzes Gedicht schreiben / eins mit vier fünf Zeilen / nicht länger / ein ganz einfaches / eins das alles sagt über uns beide / und doch nichts verrät / von dir und mir“. Der diskrete Charme dieser Verse widerlegt das grobschlächtige Klischee der sexuellen Revolution von 1968, an der die Bild-Zeitung (und nicht nur sie!) sich aufgellte. Das gilt für viele Gedichte des vorliegenden Sammelbands, die zugleich verknappte Liebeserklärungen sind: „Wenn ich noch einmal geboren werde, / möchte ich als Zigarette / auf die Welt kommen und dann / zwischen deinen Lippen langsam verbrennen.“

„Nun wird es hell und du gehst raus“ lautet der Titel des bei Wallstein erschienenen, von Helmut Böttiger kenntnisreich kommentierten Buchs, aber Theobaldys Lyrik blendet auch die Nachtseite der Existenz nicht aus. Die einschneidendste Erfahrung seiner noch jungen Jahre war der Tod Rolf Dieter Brinkmanns, den er hautnah erlebte, als ein Londoner Taxi im April 1975 den von ihm bewunderten Autor erfasste: „was er / hinterließ, war / dieses Arsenal von Wörtern, Wortfelder / Trümmerplätze von Wörtern, zersprengte Wortwaffenlager“...

„Das Gedicht im Handgemenge“ – so hieß ein poetologischer Essay, den Theobaldy nur widerstrebend schrieb –, ich weiß das, denn ich hatte ihm den Text aberlangt für ein von mir ediertes Literaturmagazin. „Benns Vortrag über die ‚Probleme der Lyrik‘ von 1951“, war dort zu lesen, „wurde ernst genug genommen, um keinem Lyriker mehr einen Wie-Vergleich im Gedicht zu erlauben, ohne dass nicht soundso viele andere (...) ihre Finger drauflegten und ein ‚Unmöglich‘ hauchten... Gedichte wurden in einer für

sie herausgebildeten Fachsprache besprochen, die selber hermetische (...) Züge gewann.“

Der Essay avancierte, ohne Zutun des Autors, zum Manifest der Alltagslyrik, die einst Erlebnislyrik hieß, und wurde von Michael Krüger nachgedruckt in dem Sammelband „Was hat alles Platz in einem Gedicht?“. Alles und nichts ist die Antwort – von Kindheits- und Jugend-erinnerungen zur Verneigung vor Weggefahrten und Anspielungen auf Vorbilder wie Jakob van Hoddis oder Georg Trakl, die Theobaldy gekonnt persifliert: „Sieh unsern dicken Jungen da, / er spielt mit einem Teich aus Glas, / Mir rutscht vom spitzen Kopf der Strohhut, / und in den



Jürgen Theobaldy:
„Nun wird es hell und du gehst raus“. Ausgewählte Gedichte.
Nachwort von Helmut Böttiger.
Wallstein Verlag, Göttingen 2024.
294 S., geb., 29,- €.

Reisebüros, heißt / es, steigt die Flut der Angebote.“

Irgendwann funktionierte die Provokation nicht mehr, und statt Neuland zu erschließen, traten die Alltagspoeten sich gegenseitig auf die Füße. Vielleicht war das der tiefere Grund für die 1984 erfolgte Übersiedlung Theobaldys aus Berlin, wo er mit F. C. Delius und Nicolas Born im Austausch stand, in die Schweiz. Gottfried Kellers Beispiel folgend, wurde er zum Amtsschreiber, will sagen: Protokollant im Berner Bundestag, räumte Literaturpreise ab und bekam einen Schweizer Pass.

„Alle meine Gedichte sind persönliche Gedichte / nur bin ich nicht die Hauptperson“, gab Jürgen Theobaldy zu Protokoll, der wie Zensurberger keiner Akademie angehört und sich unter poetae minores

schickt, verschmäht sie es. Diese Habitus-Schranke war nicht zu überwinden. „Er hört neuerdings Klassik, man kommt sich vor wie in der Kirche“, ist noch einer ihrer netteren Kommentare. Überhaupt kann der Sohn verbale Entgleisungen nur andeuten, vor der wörtlichen Wiedergabe sträubt sich seine Feder. Nach ihrem Tod allerdings kauft er sich ein Lexikon des Dialekts der Champagne, eine Art tragbares Archiv, um ihre Stimme zu hören, ihr sprachlich nahe zu sein, und sie nicht endgültig zu verlieren, nachgetragene Liebe.

Der Hauptakzent dieser autofiktionalen Recherche liegt aber auf der allerletzten Lebensphase, als sie „kraftlos, entschlossen- und verantwortungslos“ aus der Zeit fällt, in eine „Unzeit“ stürzt. Auch die Dinge rücken von ihr weg, entfernen sich von ihr. Sie unternimmt Erkundungsreisen durch verschiedene Schichten dessen, was Christa Wolf als „innere Archäologie“ bezeichnet. Der Sohn versucht, diesem Verfall zu begegnen; die Schilderungen seiner Bemühungen, eine adäquate Unterbringung und Betreuung seiner Mutter zu finden, sind eine einzige Anklage des Systems im Umgang mit Alter und Krankheit. Eribon sieht in der strukturellen Misshandlung und institutionellen Gewalt schwere Verletzungen der Grundrechte alter Menschen.

Schon Annie Ernaux hatte 1997 in ihrem Buch über die Demenzerkrankung ihrer Mutter, „Je ne suis pas sortie de ma nuit“, das immer noch nicht auf Deutsch vorliegt, vom entwürdigenden Umgang mit alten und dementen Menschen berichtet: Gitterbetten, Fesselung auf dem Stuhl, verschlossene Schränke, Duschverbot aus Personalmangel, niemand, um sie aus dem Bett zu heben, nicht gewechselte Windeln, keine Neubeschaffung verlorener Brillen oder Zahnprothesen et cetera. Im Französischen spricht man von einem „syndrome du glissement“, dem Verlust an Lebensenergie schon in den ersten Wochen einer endgültigen stationären Unterbringung, einem unbewussten Selbstmord. Verloren in Raum und Zeit, gefangen im Gitterbett, ruft die Mutter Nacht für Nacht ihren Sohn an: „Ich werde hier misshandelt.“ Schließlich verweigert sie zwei Wochen lang Essen und Trinken und „lässt sich sterben“.

Eribon untermauert seine Anklage mit reichlich statistischem Material, das uns aufschrecken und endlich einen gesellschaftlichen Diskurs einleiten soll. Ein großes Verdienst ist auch sein Verweis auf den schon 1970 erschienenen ungeheuer materialreichen Essay „Das Alter“ von Simone de Beauvoir, der leider nicht wie ihr Standardwerk „Das andere Geschlecht“ zum Longseller wurde. Während dieses Buch der Frauenbewegung zu einem Wir und selbstbewusster Identität verhalf, will sich in einer leistungs- und profitorientierten Gesellschaft kaum jemand mit Alter und Sterben befassen, die Alten und Kranken können kein Wir mehr bilden, haben keine Lobby.

Auch ein weiteres wiederzuentdeckendes Werk zitiert Eribon häufig: Norbert Elias' „Über die Einsamkeit der Sterbenden“, 1982 erschienen. Der jüdische Soziologe sieht die Einsamkeit der Sterbenden eingebettet in einen umfassenden Prozess der kollektiven Vereinsamung und der Anonymisierung des Lebens, von Sprachlosigkeit und Gefühlsverarmung gezeichnet.

BARBARA VON MACHUI

Eribon sieht sich selbst als Sprecher seiner Mutter und der „Leute, die in der gleichen Situation sind, wie sie es war, kurz bevor sie starb“. Wie Simone de Beauvoir schon wusste: „Und das ist der Grund, weshalb ich dieses Buch schreibe: um die Verschwörung des Schweigens zu brechen.“

woher fühlt als unter Honoratioren. Inzwischen hatte er sich aufs Prosaschreiben verlegt und mit wechselndem Erfolg autobiographische Texte herausgebracht: „Sonntags Kino“ bei Rotbuch über eine Jugend in Mannheim zwischen Fußball, Rock'n'Roll und pubertärem Sex sowie „Spanische Wände“ über den Zerfall einer Ehe im Rowohlt Verlag. Theobaldy entzog sich dem Literaturbetrieb und publizierte lieber in Kleinverlagen namens Brotspure oder Palmenpresse, wo er einst debütierte hatte. Es wurde still um ihn, obwohl seine von Parlamentsaffären inspirierten Romane über eidgenössische Skandale nichts zu wünschen übrig ließen an knisternder Spannung und erotischen Flair. Wo Gefahr droht, wächst das Rettende, und Jürgen Theobaldy fand auf Umwegen zur Poesie zurück, die er nie ad acta gelegt hatte. Nach einem Chinabesuch übertrug er die Lyrik des modernen Klassikers Lu Xun und vertiefte sich in berühmte Dichter der Tang-Dynastie wie Du Fu und Li-Tai-Po. Den Durchbruch aber brachten Japanreisen, die er mit seiner Lebensgefährtin Sanae Inoue 2012 und 2014 unternahm: „Glücklich in Japan / Freundlich gesinnte Geister / Die Luft schmeckt nach Tee / Heißes Wasser labt die Sinne / Zu bleiben gehört sich nicht.“

Hier bestätigt sich, was Theobaldy in kulturrevolutionärem Überschwang früher verwarf: die Rückkehr nicht zum Wie-Vergleich, sondern zur Chiffre, die, wie üblich in fernöstlicher Kunst, blitzartig einen komplexen Zusammenhang erhellt. So schließt sich der Kreis – hermeneutischer Zirkel ist ein anderes Wort dafür. Nicht bloß die seriellen Verfahren der Konkreten Poesie kommen wieder zu ihrem Recht, sondern auch die Sprachmagie: „Es ist die Zeit der wachsernen Rosen / Es ist die Rose der wachsernen Zeit / Es ist das Wachs der rosigen Zeiten“. HANS CHRISTOPH BUCH

Selbste in Lebendhirn

Keine Offenbarung
nach der Enthüllung:
Marcia Nardis Gedichte

1942 wandte sich Marcia Nardi an William Carlos Williams. Sie suchte medizinischen Rat, zeigte dem Arzt und Dichter aber auch eigene Gedichte. Williams war sehr beeindruckt, förderte sie publizistisch und unterstützte die in äußerst prekären Verhältnissen lebende Nardi finanziell. Die 1901 in Boston geborene und 1990 in Watertown, ebenfalls im Bundesstaat Massachusetts gestorbene Dichterin wiederum schrieb ihm lange Briefe, die Williams irgendwann zu lang wurden. Er beendete den Kontakt vorerst. Nardis Briefe allerdings ließ er zum Teil in sein großes Epos „Paterson“ einfließen – ohne die Autorin zu fragen oder auch nur ihren Namen zu nennen.



Marcia Nardi

Das „Schreibheft“ dokumentierte diesen Fall dichterischer Aneignung vor drei Jahren, jetzt liefert der Verlag zero sharp die „Gesammelten Gedichte“ Nardis nach. Der Übersetzer Stefan Ripplinger fasst den Fall in seinem Nachwort noch einmal zusammen und zitiert zum Schluss die Literaturwissenschaftlerin Rachel Blau Du Plessis: „Sollten Nardis Briefe, die Williams für ‚Paterson‘ ausgewählt und leicht umgeschrieben hat, ihre am meisten beeindruckenden Werke sein?“ Diese Frage, so Ripplinger, ließe sich ernsthaft erst mit Erscheinen des vorliegenden Bandes beantworten. Man muss sie, zumindest angesichts der Übersetzung, leider mit Ja beantworten.

Lobt William Carlos Williams Nardis metrisches Gespür, so holpert der Rhythmus in Ripplingers Übersetzung immer wieder gewaltig. Mahnt Williams, Nardi solle auf keinen Fall die Satzstellung zu sehr verändern, schert sich Ripplinger nicht um eine natürliche Satzstellung im Deutschen. Verbindet man mit William Carlos Williams vor allem Klarheit, Lakonie, Kompaktheit und meint man diese Qualitäten zumindest hier und da auch in den englischen Originalen Marcia Nardis auszumachen, scheut der Übersetzer nicht vor Pathos und Schwulst zurück. Wenn es ihm passt, reimt er sogar, ohne dass im Original gereimt würde – und er reimt nicht gut: „Allein das abgetrennte Lebendhirn / Zeugt noch von der goldenen Axt, die schwebt / Über jedem Bett, Treffpunkt zweier Selbste, / Die sich auseinandergelebt.“

Nur weil eine Dichterin vergessen wurde, ist sie noch keine gute Dichterin. Mit den großen Dichterinnen der „confessional poetry“ hat Nardi nichts zu tun, auch wenn ihre Lyrik sehr ich-zentriert ist. Stellenweise, und da verschlimmert die Übersetzung dann nur wenig, tragen ihre Verse und Bilder eher pubertäre Züge: „Ich habe dir schreiben wollen – / Um dein Denken mit einem meiner Worte zu berühren / Wie deine Wangen mit meinen Lippen. / Aber das Wollen ist immer schneller / Als meine schüchtern stammelnden Wörter, / Es galoppiert voraus wie ein fliehendes Pferd.“ Man kann auch bei der Lektüre dieser Gedichte einen gewissen Fluchtimpuls nicht unterdrücken.

Marcia Nardi:
„Gesammelte Gedichte“. Aus dem Englischen von Stefan Ripplinger. Zero sharp Verlag, Berlin 2023. 240 S., geb., 24,- €.

